

Der Talisman der Deutschen

Mehr als der Machtpolitiker Konrad Adenauer flößte der gemütliche Ludwig Erhard seinen Landsleuten Vertrauen in die Nachkriegsrepublik ein. Zum 100. Geburtstag des Verkünders der Sozialen Marktwirtschaft versucht Helmut Kohl, den Mythos Wirtschaftswunder wiederzubeleben. Aber auch die anderen Parteien reklamieren das Erfolgsmodell Erhard für sich.

Alles sieht aus, als wäre Ludwig Erhard gerade mal rausgegangen. Auf dem Tisch im Arbeitszimmer die barocke Schreibgarnitur des Herzogs von Alba, daneben die lederbezogene Zigarrenkiste mit dem Wappen des Präsidenten der USA. Im Holz der Tischplatte hat so manches Glas Scotch seinen Ring hinterlassen. Im Panorama vor dem Fenster versinken die bayerischen Voralpen in der blauen Dämmerung.

Der Bungalow auf dem Ackerberg bei Gmund überm Tegernsee war Erhards eigenes kleines Wirtschaftswunder: Vier Jahre nach der Währungsreform und dem Beginn der Sozialen Marktwirtschaft 1952 vom Architekten Sep Ruf errichtet: außen eine strenge, klare Glasfassade in der Bauhastradition, innen gemütvoll bemalte Bauernschränke und barocke Madonnen – so zwiespältig wie auch der Bauherr selbst sein konnte, Wohlstand nach seinem eigenen Maß.

Dieses Haus war seine Zuflucht. Hierher zog er sich nach dem Sturz als Kanzler 1966, gedemütigt und gekränkt, zurück.

Den Deutschen soll er jetzt wieder als der Dicke mit der allgegenwärtigen Zigarre ins Gedächtnis gerufen werden. Denn anlässlich seines 100. Geburtstages am 4. Februar wird ein Ludwig-Erhard-Revival sondergleichen ausbrechen.

Symposien allerorten von Kiel bis Ulm, auch mit Bundespräsident Roman Herzog. Eine 725 Seiten starke Festschrift, feierlich am Geburtstag in der Bad Godesberger Redoute vorzustellen. Eine Sonderausstellung im Bonner Haus der Geschichte, Sonderbeilagen einst Erhard-treuer Blätter wie der FRANKFURTER ALLGEMEINEN und natürlich eine Sonderbriefmarke. Eine neue, wenig respektvolle Erhard-Biographie ist gerade auf den Markt gekommen*.

* Volker Hentschel: „Ludwig Erhard. Ein Politikerleben“. Günter Olzog Verlag, München und Landsberg am Lech; 712 Seiten; 78 Mark.

Ganz vornedran beim Marathon der Sozialen Marktwirtschaft ist Bundeskanzler Helmut Kohl. Schon am 29. Januar wird er im Bonner Hotel Maritim bei einem Festakt den Vortrag halten.

Eigentlich hatte die Ludwig-Erhard-Stiftung, die das Gedankengut ihres Stifters der Nachwelt bewahren und nahebringen soll, am Geburtstag nur eine wissenschaftliche Konferenz, gemeinsam mit dem Bundeswirtschaftsministerium, organisieren wollen. Doch der Kanzler usurpierte das Jubiläum für sich. Günter Rexrodt, dem zeh-

reform 1948, der öffentliche Schuldenstand so drückend wie nie in der Geschichte der Bundesrepublik, die realen Einkommen der Arbeitnehmer sinken seit mehreren Jahren, und das Wirtschaftswachstum ist seit dem Boom der Wende ohne Schwung.

Der Industrie-Lobby ist die Soziale Marktwirtschaft zu sozial geworden. Der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Hans-Olaf Henkel, früher deutscher Statthalter des US-Konzerns IBM, hat die Krise des Standorts Deutschlands ausgerufen und beschwört das ame-

rikanische Vorbild – die adjektivlose Marktwirtschaft. Kohls „Bündnis für Arbeit“ ist kläglich zusammengefallen und soll – pünktlich zu Erhards Hundertstem – mühsam wiedererweckt werden.

Soziale Errungenschaften aus der Zeit des Wirtschaftswunders wie die hundertprozentige Lohnfortzahlung im Krankheitsfall oder die dynamische Rente sind zum Kampftema geworden. Die Freiheit des Wettbewerbs, für die Erhard oft sogar gegen die Industrie-Lobby selbst eintrat, bedroht in der Ära der Globalisierung das Werk des Verkünders der Sozialen Marktwirtschaft. Können globale Märkte überhaupt noch sozial sein?

Der Kampf um Erhards Erbe hat begonnen. Der Kanzler höchstselbst wird sich als wahrer Nachlaßverwalter des Wirtschaftswunder-Mannes präsentieren. Aber auch die marktradikalen FDP-Youngster reklamieren Erhard für sich, hat er doch seine politische Karriere nach dem Krieg als bayerischer Wirtschaftsminister unter linksliberalem Etikett begonnen.

Der Bonner SPD-Fraktionschef Rudolf Scharping nennt Erhard „einen der Unseren“. Joschka Fischer ruft die Grünen zur Verteidigung von Erhards Erbe auf; er nennt es wie die Franzosen „rheinischen Kapitalismus“ – das klingt irgendwie fröhlicher als Soziale Marktwirtschaft. Aber auch junge Unternehmensgründer fühlen



Deutsche nach der Währungsreform (1948): Geheimes Ventil aufgedreht

ten Nachfolger Erhards im Wirtschaftsministerium, ließ Kohl ausrichten, er möge sich aus den Festvorbereitungen heraushalten.

Sodann ernannte sich der Kanzler zum Hauptredner der Feier. Nur ein betagter Zeitzeuge darf noch seine Erinnerungen zum besten geben: Fritz Hellwig, seinerzeit Leiter des Deutschen Industrie-Instituts, war damals meistens an der Seite Adenauers, auf Gegenkurs zu Erhard. Auf Wunsch des Kanzlers mußte die Geburtstagsfeier zudem eine Woche vorverlegt werden, damit der Jubel um Erhard nicht etwa im Trubel des rheinischen Carnevals untergeht.

Die wirtschaftliche Bilanz des Festredners Kohl wäre für einen Erhard eine echte Herausforderung. Die Arbeitslosenquote ist so hoch wie bald nach der Währungs-



Wirtschaftsminister Erhard (1960): „Ich bin ein barocker Typ“

sich, der Tradition verpflichtet, als „Erhards Enkel“ (siehe Seite 82).

Erhard für alle – oder für niemanden?

Ludwig Erhard ist zum gut gepolsterten Symbol des Wohlstands für alle geworden, beliebter und beliebter als der hagere, strenge Konrad Adenauer. „Ich bin ein barocker Typ“, sagte er über sich selber, „Adenauer ist gotisch.“

Der kluge „Professor“, wie er sich am liebsten anreden ließ, sprach den Nachkriegs-Deutschen weit eher aus der Seele als der schlaue Politiker. Wenn Erhard mit rauchgeschwängert-dunklem Timbre und rollend-fränkischem R zum Volk redete als „Fachmann, der ich Verantwortung trage für die Wirtschaftspolitik“, dann strahlte er ein unerschütterliches Urvertrauen ins Gute, Wahre, Schöne aus – auch wenn er nur von Gütern und Waren schön redete.

Erhard war schon 48 Jahre alt, als er 1945 in Bayern zum erstenmal wirtschaftspolitische Verantwortung übernahm – aber immerhin noch 21 Jahre jünger als Adenauer, der schon in den zwanziger Jahren als Kölner Oberbürgermeister Politik gemacht hatte. Was Erhard dann in Wirtschaftspolitik umsetzte und wie er das machte, das war vorgezeichnet und geprägt durch seine Lebenserfahrungen unter Wilhelminismus und Weimar.

Sein Vater Wilhelm war ein Bauernsohn aus dem Dorf Rannungen am Rande der Rhön, der es in Fürth zu einem angesehenen Textilgeschäft gebracht hatte. „Erhard-Spezialitäten sind unerreichbar“ und „Unwandelbare Reellität, das Geheimnis meines Erfolges!“ lockte die Reklame in den Schaufenstern der Sternstraße 5 das Publikum.

Als Kind wollte Ludwig Dirigent werden, als junger Mann spielte er fast virtuos Piano, trat sogar in kleinem Kreis öffentlich auf. Noch als Kanzler abends im Wahlkampfsonderzug, den die Bundesrepublik von Hermann Göring geerbt hatte, legte er gern Antonín Dvořáks Symphonie „Aus der Neuen Welt“ auf und dirigierte versonnen mit der Zigarre in der Rechten.

Später als Polit-Rentner gestand er einem jungen Mitarbeiter, wie sehr es ihn geschmerzt hatte, daß er mangels Übung und wegen etlicher körperlicher Gebrechen nicht mehr Klavier spielen konnte: „Das war schlimmer als der Kanzlersturz.“

Der schier unerschütterliche Optimismus, mit dem der Dicke die Deutschen ins Wirtschaftswunder führte, entsprach nicht wirklich seinem Naturell. Es war eher eine stoische Gemütsruhe, die er in seiner Jugend aus fast tödlichen Erfahrungen gewonnen hatte.

Mit zwei Jahren überlebte er eine Kinderlähmung; davon blieb ihm ein verkrüppelter Fuß. Fortan mußte er beschwerlich mit orthopädischen Stiefeln durchs Leben laufen, in einem seltsam einseitig wankenden Gang.

Im Ersten Weltkrieg bekam der Richtkanonier Erhard in Rumänien den Flecktyphus und wurde schon halbtot ins Sterbezimmer abgeschoben. Die Ärzte staun-



Unteroffizier Erhard (1917): *Stoische Gemütsruhe aus fast tödlichen Erfahrungen*

ten ungläubig, als der Todeskandidat wie durch ein Wunder wieder erwachte.

Kurz vor Kriegsende, am 28. September 1918, zerschmetterte eine Granate an der Westfront bei Ypern Erhard die linke Schulter. In einem Recklinghäuser Krankenhaus flickten ihn die Ärzte in sieben Operationen zusammen.

„Wenn Sie aufwachen, haben Sie wahrscheinlich keinen Arm mehr“, warnte ihn der zartfühlende Chirurg. Als der Schwerverletzte wieder aus der Narkose zu sich kam, griff er als erstes nach seinem linken Arm; er war, etwas kürzer und für immer geschwächt, noch da: „Das war für mich ein wirkliches Wunder.“

An Wirtschaftswunder dagegen glaubte Erhard auch auf der Höhe seines Erfolges nie. Die Auferstehung aus Ruinen war für ihn – „naturnotwendig“ – Ergebnis seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse.

Für die Arbeit hinter der Ladentheke im väterlichen Geschäft war der Kriegversehrte nicht mehr recht tauglich, obwohl er nach dem Kriegstod seines ältesten Bruders Max eigentlich zum Nachfolger bestimmt war. So begann Erhard ein Studium an der gerade gegründeten Nürnberger Handelshochschule. Dort traf er sei-

ne Sandkastenfreundin Luise Lotter wieder. Sie nannte ihn Lulu, er nannte sie Lu – 1923 wurde geheiratet.

Was schließlich als Soziale Marktwirtschaft Erhards Markenartikel wurde, das kommt aus dieser Zeit. Der junge Ehemann strebte eine gesicherte Existenz als Wissenschaftler an und suchte sich an der Frankfurter Universität einen Doktorvater, da an der Handelshochschule eine Promotion noch nicht möglich war.

Sein Lehrer wurde ein ungewöhnlicher Universalgelehrter, der schon damals einen Dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus suchte und ihn „Liberalen Sozialismus“ nannte. Franz Oppenheimer hatte als Arzt in den Armenvierteln des Berliner Nordens praktiziert und sich dann auf Soziologie und Nationalökonomie geworfen, um das Übel an der Wurzel zu kurieren.

Nicht das private Eigentum an Produktionsmitteln wie bei Marx, sondern die „Bodensperre“ war nach Oppenheimers Theorie die Ursache der Ausbeutung – die Konzentration des Landeigentums in den Händen des Großgrundbesitzes. Wenn nur jeder Arbeiter sein eigen Stück Land bewirtschaften könne, dann müsse er sich nicht in der Industrie verdingen. Mangels industrieller Reservearmee müssten die Kapitalisten ihren Beschäftigten gerechte Löhne zahlen. Das Ergebnis: Wohlstand für alle.

Zur Doktorprüfung schleppte der Bergfex Oppenheimer den gehbehinderten Erhard auf den Piz Corvatsch im Engadin und erklärte: „Ich verleihe Ihnen den ‚höchsten‘ akademischen Grad.“

Oppenheimer, Inhaber des später berühmten soziologischen Lehrstuhls der Frankfurter Schule, mußte als Jude emigrieren und starb 1943 fast vergessen im Exil in Los Angeles. Sein getreuer Schüler aber hingte ein Foto von Oppenheimer im Bonner Ministerzimmer auf, wo er im Gedenken an den Liberalen Sozialismus die Soziale Marktwirtschaft praktizierte.

Bis 1945 hatte der Ökonom freilich keine Gelegenheit, seine Lehrmeinung umzusetzen, im Gegenteil. Das Nürnberger „Institut für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware“, in dem Erhard 1928 als Assistent begonnen hatte, stand während der Nazi-Diktatur im Dienst der kartellierten und staatlich reglementierten Wirtschaft. Auch die 1934 von Erhard mitbegründete „Gesellschaft für Konsumforschung“, in der Wirtschaftswunder-Republik ein angesehenes Marketing-Institut, lieferte zur Hitler-Zeit Daten für die nationalsozialistische Wirtschaftslenkung.

Die braunen Herrschaften selber aber waren Erhard persönlich zuwider. Beharrlich weigerte er sich, irgendwelchen Parteilgliederungen wie selbst dem NS-Dozentenbund beizutreten, auch wenn das seiner Karriere schadete. Dies brachte ihn 1942, neben persönlichen Querelen, um die erwartete Nachfolge als Chef des Nürnberger Instituts.

Sein Neffe Wilfried Guth, später einer der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, erinnert sich, daß Onkel Erhard ungeniert Witze über die Nazis riß, auch wenn regimetreue Anhänger dabei waren. Bei einer Soiree 1937 im Hause seines Vaters Karl Guth, dem Mann von Erhards Schwester Rose und Geschäftsführer der „Reichsgruppe Industrie“, deutete der Onkel etwa auf einen Reichsadler und sagte fröhlich: „Ah, da ist ja unser Pleitegeier.“

Der Industrie-Führer erinnerte sich wohl an diesen weisen Witz, als er seinem Schwager 1942 einen neuen Job verschaffte. Die Reichs-



Erhard-Lehrer Oppenheimer

ULLESEN

gruppe finanzierte ihm ein „Institut für Industrieforschung“. Unternehmen wie Flick, Siemens, Reemtsma, I.G.-Farben, Deutsche und Dresdner Bank hatten Erhard insgeheim einen entscheidenden Forschungsauftrag zugeordnet: Wie sollte die deutsche Industrie nach der absehbaren Niederlage im Weltkrieg und der unvermeidlichen Pleite der nationalsozialistischen Wirtschaft überleben?

Im März 1944 lieferte Erhard auf 268 Seiten seine Denkschrift „Kriegsfinanzierung und Schuldenkonsolidierung“ ab. Stillschweigende Voraussetzung der Untersuchung war die Niederlage im Krieg, aber auch der Fortbestand des Deutschen Reiches, in welcher Form auch immer. Erhard schätzte die Staatsschulden trotz fehlender Daten erstaunlich korrekt auf 400 Milliarden Reichsmark, schlug eine Währungsreform vor und propagierte nun wieder eine „aus den Fesseln der staatlichen Bevormundung“ gelöste Wirtschaft mit „Lastenausgleich“ und gerechter Verteilung der Opfer.

Erhard betrieb die Nachkriegs-Planung bald darauf im amtlichen Auftrag der Nazi-Regierung. Die Reichsgruppe hatte sein Papier ans Reichswirtschaftsministerium geschickt, und am 17. November 1944 traf sich Erhard dort mit dem stellvertretenden Staatssekretär Otto Ohlendorf zu einem Gespräch unter vier Augen. Das Ergebnis war, daß sein Institut weitere Gutachten zum Thema für das Ministerium ausarbeiten sollte.

Sein Auftraggeber war ein fanatischer Nazi: Ohlendorf leitete zugleich als SS-Gruppenführer den Sicherheitsdienst Inland im Reichssicherheitshauptamt. Zuvor war er 1941 und 1942 für die Ermordung von 90 000 Menschen auf der Krim verantwortlich.

Davon wußte Erhard damals nichts, genauso wenig wie ihm klar war, daß er ein anderes Exemplar seiner Denkschrift an einen Führer des Widerstands gegen Hitler gesandt hatte: Carl Goerdeler kannte er noch aus der Zeit um 1934, als der Reichskommissar für Preisüberwachung war. Goerdeler las das Werk kurz vor dem Attentat am 20. Juli 1944 und hinterließ seinen Mitverschwörern die Botschaft: „Er wird Euch gut beraten.“

Erhards Ratschläge waren wirklich vielseitig verwendbar. In den Grundzügen unverändert, schickte er wohl bald nach der Kapitulation eine Neufassung auch an die amerikanischen Besatzer und empfahl sich damit als Wiederaufbauhelfer. Das Memorandum von 1944 wurde so zur Geburtsurkunde der Sozialen Marktwirtschaft: „Das erstrebenswerte Ziel bleibt in jedem Falle die freie, auf echten Leistungswettbewerb beruhende Marktwirtschaft mit den jener Wirtschaft immanenten Regulative.“

Vielleicht wurde der folgenschwere Begriff, der auf wundersame Weise die scheinbar widerstreitenden Elemente von Markt und Sozialem zusammenbindet, so-

gar schon im Reichswirtschaftsministerium geprägt. So berichtet es jedenfalls in seinen gerade erschienen Erinnerungen der damalige wissenschaftliche Mitarbeiter unter Ohlendorf, Karl Günther Weiss*.

Der Memoiren-Schreiber mit einem Hang zur märchenhaften Ausschmückung hatte Erhard Anfang 1945 empfangen, da Ohlendorf zu der geplanten zweiten Besprechung plötzlich verhindert war. Bei edlem Burgunderwein und vorzüglichen Zigarren plauderten der junge Assessor und der gelehrte Doktor über die Regelung der weiteren Zusammenarbeit. Erhard wollte seine Institutsarbeit nicht der völkischen Weltanschauung des SS-Ideologen

einem Kalischacht im Harz ausgelagert werden sollte. Leider wurde die unschätzbare Pappkiste wohl schon im Hof des Amtes vom Lastwagen geschmissen und blieb verschollen.

Die schöne Legende enthält immerhin eine wahre Botschaft. In der deutschen Wirtschaft, jedenfalls im Westen, gab es 1945 keine „Stunde Null“, keinen abrupten Bruch mit der Vergangenheit und keinen radikalen Neubeginn aus dem Nichts. Die handelnden Personen waren, abgesehen von einigen in Nürnberg als Kriegsverbrecher angeklagten Wirtschaftsführern, noch immer dieselben. Die Fabriken und Maschinen waren trotz der alliierten Bom-



Erhard-Verehrung im Schaufenster (1949): „Votum des Marktes, Stimme des Volkes“

unterordnen, erzählt Weiss. Er habe ihm vorgeschlagen, das ganze „Soziale Marktwirtschaft“ zu nennen, „worin Ohlendorf einen Anklang an seine nationalsozialistischen Vorstellungen erblicken würde“.

Da hätten sich die Gesichtszüge des Doktor Erhard plötzlich aufgehellt. „Was haben Sie da gesagt? – Soziale Marktwirtschaft –, das ist ein Begriff, der mir gefällt. Wenn Sie noch ein Glas von Ihrem guten Burgunder haben, dann wollen wir darauf anstoßen.“ So wurde mit einem herzlichen Prosit um die Mittagsstunde des 12. Januar 1945 die Soziale Marktwirtschaft geboren.

Nicht der Professor Alfred Müller-Armack schrieb 1947 in seinem Buch „Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft“ zum erstenmal das Wort „Soziale Marktwirtschaft“, wie es die Geschichtsbücher lehren, sondern eine reizende blonde Sekretärin im Reichswirtschaftsministerium, die „Schöne Helena“ genannt. Im Frühjahr 1945 beschriftete sie mit diesem Begriff einen Karton mit Büchern, Akten und Briefen, der mit anderen Dokumenten in

bentepiche erstaunlicherweise noch zu 80 Prozent verwendbar. Und Erhards Konzept garantierte dabei den Unternehmen Kontinuität in einem entscheidenden Punkt: dem Erhalt des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln.

Das war nach 1945 keineswegs selbstverständlich. Der Zeitgeist verlangte Sozialisierung.

Die britische Besatzungsmacht nationalisierte daheim ihre Großindustrie, die französischen Mitsieger pflegten traditionell ein Modell staatlicher Lenkung und staatseigener Betriebe. Selbst die Amerikaner, die zu Hause das freie Unternehmertum hochhielten, mißtrauten dem deutschen Großkapital wegen seiner Unterstützung des Hitler-Regimes und forderten immerhin die Entflechtung der Konzerne.

In Deutschland war für die Sozialdemokraten eine weitgehende Sozialisierung selbstverständlich. In der Ostzone setzten die Kommunisten die Verstaatlichung ohnehin schon um. Selbst die CDU hatte sich 1947 in ihr Ahlener Programm eine „Ver-gesellschaftung der eisen-schaffenden Großindustrie“ geschrieben.

Auch Erhards Forderung nach freien Marktpreisen paßte kaum in die Zeit, und

* Karl Günther Weiss: „Wahrheit und Wirklichkeit“. Verlag Ermer, Homburg-Saarpfalz 1996; 772 Seiten; 78 Mark.

den meisten Unternehmern paßte die Idee überhaupt nicht. Während der Nazizeit hatten sie sich an das bequeme System staatlich beaufsichtigter, gebundener Preise in vielen Wirtschaftsbereichen gewöhnt, die eine auskömmliche Gewinnmarge ohne Konkurrenzdruck garantierten. In Zeiten der Mangelwirtschaft mit kargen Rationen für Normalverbraucher auf Marken schien auch den Besitzern eine Preisfreigabe geradezu abenteuerlich.

Gar nicht auf der Linie seiner früheren Auftraggeber aus der Reichsgruppe Industrie lag Erhard auch mit seiner strikten Ablehnung von Monopolen und Kartellen. Die wohltätige Kraft des Marktes, der Ausgleich von Angebot und Nachfrage, lenkte Kapital und Produktivkräfte nur dann in die effizientesten Kombinationen, wenn alle Teilnehmer an diesem Spiel gleiche Chancen hatten und nicht einige Mächtige den Schwächeren ihre Bedingungen aufzwingen konnten.

Dann entfaltete die Wirtschaft die höchste Wohlfahrt insgesamt und für jeden einzelnen, wie die Professoren der Nationalökonomie seit Adam Smith und seiner „unsichtbaren Hand“ mit hübschen Gleichungen und Grafiken vorführen konnten. Das war die Gesellschaft der „Freien und Gleichen“, von der Erhard mit der Lieblingsvokabel seines Lehrers Oppenheimer gern redete.

Doch leider tendierte das freie Marktsystem automatisch zu seiner eigenen Abschaffung, weil sich einzelne Unternehmen durch den Aufbau eigener Marktmacht höhere Renditen und im schlimmsten Fall einen schönen Monopolgewinn auf Kosten ihrer Arbeitnehmer, Lieferanten und Kunden verschaffen konnten. Das hatte sich in der Praxis seit dem Manchester-Kapitalismus immer wieder gezeigt.

Hier – das war die eigentlich einzige entscheidende Staatsaufgabe in der Wirtschaft nach Erhards Ansicht – mußte mit gesetzlichen Verboten und vorbeugender Kontrolle gegen Wettbewerbsbeschränkungen vorgegangen werden. Und genau über diese Kartellgesetzgebung kam es später zum schwersten Konflikt zwischen dem Wirtschaftsminister und der Industrielobby.

Soweit vertrat Erhard nur das gängige Gedankengut der neoliberalen Ökonomen aus Walter Euckens Freiburger Schule der vierziger Jahre. Wo aber blieb da das Soziale an der Marktwirtschaft? Hier kam der Zaubertrick: Die wirklich freie Marktwirtschaft ist ganz von selber sozial.

Das System verschafft dank seiner überlegenen Effizienz den Arbeitnehmern bei

steigender gesamtwirtschaftlicher Leistung selbsttätig ein steigendes Einkommen. Dieses prosperierende System führt von selbst zur Vollbeschäftigung und stärkt dadurch die Stellung der Arbeitskräfte gegenüber den Unternehmern. Umverteilung von Einkommen und andere sozialpolitische Maßnahmen sind also schlicht überflüssig, außer für wirklich Schwache und Kranke, die nicht aus eigener Kraft an diesem segensreichen Marktprozeß teilnehmen können.

An diese wunderbare soziale Selbstregulierung durch Marktwirtschaft glaubte Erhard aus voller Überzeugung. Das Adjektiv war für ihn nicht bloß ein billiges Etikett, um die freie Marktwirtschaft dem sozialistischen Zeitgeist gefällig zu machen. Allerdings, es war ein Modell, daß nur bei den hohen Wachstumsraten der Nachkriegsjahre reibungslos funktionierte –

stellungen verwirklichen konnte. Erhard schrieb Serien von Zeitungsartikeln und verschickte Denkschriften wie Bewerbungen, ohne aber in einer Partei für seine Karriere zu arbeiten. Außer den Sozialdemokraten glaubte fast jede der neuen Parteien irgendwann, Erhard sei einer der Ihren.

Der bayerische Christsoziale Josef Müller, genannt „Ochsensepp“, verhalf ihm 1947 zum Vorsitz der „Sonderstelle Geld und Kredit“ in Bad Homburg. Die Freien Demokraten machten ihn 1948 in einem Stimmen-Tauschhandel mit der CDU zum Direktor im Frankfurter Wirtschaftsrat, dem von acht Landtagen gebildeten Vorläufer des Parlaments. Erhard war damit – unter Aufsicht der Alliierten – praktisch Wirtschaftsminister der britischen und amerikanischen Zone.

Am 21. April 1948 erregte er mit einer programmatischen Rede vor dem Wirt-



Wirtschaftswunder-Produkte, CDU-Wahlplakat (1957): Mit dem Wonneproppen Erhard wurden die kleinen

Stagnation oder gar Rezession waren für Erhard kein Problem.

Sein erster Auftritt als Wirtschaftsminister nach Kriegsende war ein Fiasko, aber das störte seine Karriere kaum. Nach gut einem Jahr flog Erhard im Dezember aus dem bayerischen Kabinett des Sozialdemokraten Wilhelm Hoegner, der ihn auf Empfehlung des US-Obersten Jackson berufen hatte. In seinem Amt herrschten Chaos und Korruption, wie ein Untersuchungsausschuß später bestätigte. Die Zeitungen schmähten ihn als „Miß-Wirtschaftsminister“. Seine Zeit war einfach noch nicht gekommen.

In seiner ganz eigenen Mischung aus Zielstrebigkeit und Treibenlassen bewegte sich Erhard auf das Amt zu, in dem er seine Vor-

schafftsrat aufsehen. Er plädierte nicht nur für eine Währungsreform, sondern auch für freie Preisbildung: „Diese nach landläufiger Auffassung harte Lösung ist nach meiner festen Überzeugung zugleich die sozialste, wenn sie nur für die nicht arbeits- oder einsetzungsfähigen Menschen die notwendigen sozialen Hilfen vorsieht.“ Das „Votum des Marktes“ sei „die Stimme des Volkes“.

Die Rede brachte ihm einen Anruf von Adenauer mit der Bitte um ein Treffen ein. Der CDU-Vorsitzende gewann den parteilosen Professor als Redner für den Recklinghäuser Parteitag im Herbst – der Beginn einer fruchtbaren, furchtbaren Beziehung.

Unbestritten war, daß eine Währungsreform kommen mußte. Das Nazi-Reich

hatte sich für den Krieg 390 Milliarden Mark bei seinen Bürgern durch Anleihen und Schuldverschreibungen geborgt, die nie mehr zurückgezahlt werden konnten. Auf dem Schwarzmarkt waren die Reichsmarkscheine nichts wert, die Währung war die Lucky Strike.

Schon 1947 hatten die Amerikaner in den USA höchst geheim („Operation Bird Dog“) neue deutsche Banknoten gedruckt. Die Deutschen durften nur noch die Details des Umtausches ausarbeiten.

Edward Tenenbaum, ein junger Beamter aus dem US-Finanzministerium polnisch-jüdischer Herkunft, ließ eine Expertengruppe im Luftstützpunkt Rothwesten bei Kassel so lange hinter Stacheldrahtverhau beraten, bis sie über die Modalitäten einig war: 40 Deutsche Mark pro Kopf am 20. Juni 1948, weitere 20 Mark zwei Monate später. Alte Guthaben wurden so abge-

lers Ermächtigungsgesetz 1933, meinte der Politikwissenschaftler Theodor Eschenburg, habe es nie eine weiterreichende Bevollmächtigung gegeben als diese.

Mit einem frechen Coup trotzte Erhard den Alliierten die notwendige Zustimmung zum Leitsatzgesetz ab. Am Abend des Tages X der Währungsreform ließ er seinen Pressesprecher Kuno Ockhardt die Aufhebung von Bewirtschaftung und Preisbindung über den Rundfunk ankündigen, obwohl die Besatzer das Gesetz noch gar nicht genehmigt hatten.

Am nächsten Tag zitierten ihn die Alliierten in ihr Frankfurter Hauptquartier. Der amerikanische Militärgouverneur Lucius D. Clay herrschte ihn an, wie er Besatzungsvorschriften eigenmächtig abändern könne. Mit vergnügtem Schmunzeln erzählte der Dicke den Deutschen später immer wieder gern, wie er

front erstatten: „Na, Frau Muhr, sind schon wieder mehr Textilien in den Schaufenstern?“

Beeindruckt von dem Erfolg, gaben die Besatzer dem Leitsatzgesetz am 30. Juni ihre Zustimmung. General Clay selber sympathisierte ohnehin mit Erhard und seinen Ideen.

Doch unumstritten war das Modell Erhard noch längst nicht. Das Angebot reichte keineswegs aus, die Nachfrage des „Kopfgeldrausches“ zu decken. Die Preise stiegen, während die Löhne noch bis Anfang November 1948 nicht freigegeben waren. Am 12. November mobilisierten die Gewerkschaften neun Millionen Arbeiter zum ersten und einzigen Generalstreik in der Nachkriegsgeschichte. Die Preise fielen zwar zeitweilig wieder, aber dafür nahm die Arbeitslosenquote bis Februar 1950 auf über 14 Prozent zu.

Auch Adenauer, der den Helden der D-Mark am 20. September 1949 zum Wirtschaftsminister in der ersten Bundesregierung gemacht hatte, wurde zwischendurch nervös: „Sind Sie mir ganz ruhig mit Ihrer Marktwirtschaft. Sie sehen, daß die Preise davonlaufen und mir den Arbeitsmarkt beunruhigen.“

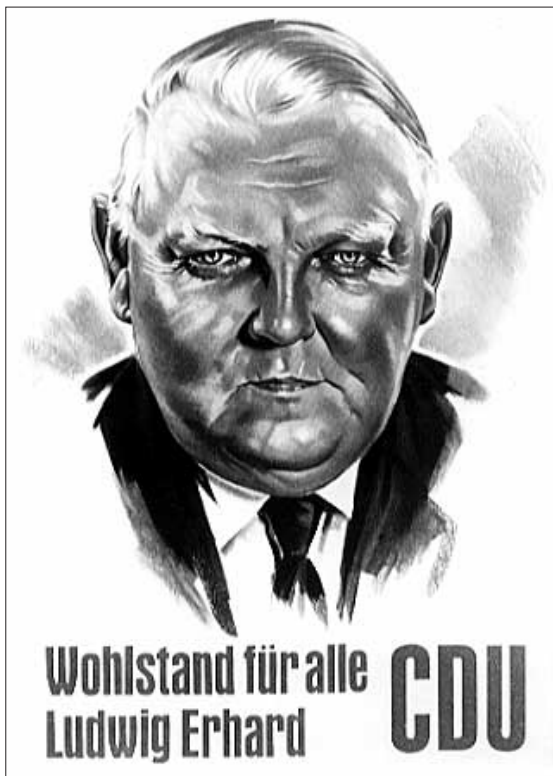
In Bonn wurde schon über Erhards Ablösung spekuliert. Doch er blieb stur bei seinem Prinzip und hatte dazu noch Glück. Mitte 1950 half ein unerwarteter „Korea-Boom“ der wackligen deutschen Konjunktur. Die amerikanische Industrie war mit eiliger Rüstungsproduktion für den Kampf gegen die Kommunisten in Korea beschäftigt. Die deutsche Wirtschaft bediente derweil den Weltmarkt mit ihren neuesten Produkten – die Anlagen dafür hatte sie oft mit Geld aus dem US-Marshallplan modernisiert.

Aus dieser Erhardschen Mischung von Sturheit,

Fortüne und erfolgreichem Irrtum entwickelte sich für rund ein Jahrzehnt ein beispielloses Wirtschaftswachstum von rund acht Prozent jährlich, mit doppelt so hohen Steigerungen des Exports.

So kam der Mythos vom Wirtschaftswunder in die Welt. Die Deutschen merkten es nicht gleich, aber im Ausland wurde mit Bewunderung oder auch Neid registriert, daß die Besiegten die Sieger überholten. 1957 hatte die Bundesrepublik ihr Produktionsvolumen gegenüber 1937 verdoppelt – die Briten hatten nur 50 Prozent, die Franzosen 80 Prozent zugelegt.

Erhard wurde zuerst im Ausland als „Mr. Wirtschaftswunder“ gefeiert, aber daheim gab er sich streng: „Hat etwa das seichte Gerede von dem deutschen Wunder in un-



Träume der Normalverbraucher wahr



wertet, daß 80 Prozent des westdeutschen Geldvermögens vernichtet war. Laufende Leistungen wie Löhne, Gehälter, Renten und Mieten wurden dagegen zum Kurs 1:1 umgestellt. Unternehmen erhielten 60 Mark pro Beschäftigten – und behielten ihr Grund- und Sachvermögen.

In dem Rothwestener „Konzentrationslager“, wie Tenenbaum sein Währungskonklave mit finsterem Humor nannte, war Erhard nicht dabei. In seinem Zimmer im Frankfurter Hotel „Monopol“ entwarf er ein Gesetz, daß über Nacht mit der neuen Mark die Soziale Marktwirtschaft bringen sollte. Dieses „Leitsatzgesetz“ gab für rund 400 Warengruppen die Preise frei und Erhard fast unbeschränkte Rechte zur Durchsetzung der Maßnahmen. Außer Hit-

den Vorwurf parierte: „Ich habe die Vorschriften nicht abgeändert, ich habe sie abgeschafft.“

Es war, als hätte Erhard irgendwo ein geheimes Ventil der Wirtschaft aufgedreht. Schaufenster und Regale waren am Montag nach dem 20. Juni 1948 plötzlich mit Waren gefüllt, die es zuvor allenfalls auf dem Schwarzmarkt gegeben hatte. Den Überraschungseffekt hatte der Wirtschaftsdirektor bewußt gefördert, indem er die Händler vorher kaum verhohlen zum Horten ihrer Güter bis zum Tag X gehalten hatte.

Aber die Preisfreigabe war auch die Initialzündung für das Anspringen der Konsumgüterproduktion. Erhards Sekretärin mußte ihm täglich Bericht von der Laden-

seren Köpfen wirklich die mystische Vorstellung erweckt, daß wir zaubern könnten?“

Seiner eigenen Bedeutung war er sich in aller Bescheidenheit bewußt. Einem amerikanischen Freund, der als Besatzungsoffizier den vielversprechenden fränkischen Nationalökonom gefördert hatte, schrieb er schon Ende 1949, daß „kaum ein anderer als ich das Deutschland der Nachkriegszeit so sehr geformt und ihm seinen Stempel aufgeprägt hat“.

Was Soziale Marktwirtschaft eigentlich bedeutete, war den meisten Deutschen damals gar nicht klar. Bei einer Umfrage im November 1952 konnten gerade mal acht Prozent den Begriff richtig erklären. Schlimmer noch, die meisten assoziierten ihn wohl wegen des Sozialen auch noch mit der SPD. Doch die Hauptsache war, daß sie Erhard für den Garanten ihres Glückes hielten. „Deutschlands Talisman“ nannte ihn ein Propaganda-Büchlein zärtlich.

Mit seiner ewigen Zigarre, die er allenfalls beim Gang zur Regierungsbank in einer Zimmerlinde der Bundestags-Lobby deponierte, trug Erhard das alte Symbol des bösen Kapitalisten aus der Karikatur zur Schau. Dennoch verkörperte er für die Nachkriegsdeutschen nicht den Interessenvertreter oder Politiker, sondern den unparteiischen Professor. Die Rolle kultivierte er in unzähligen Rundfunkansprachen und Reden – im Schnitt 80 pro Wahlkampf – mit ökonomischen und statistischen Wortkaskaden in „einer Begriffshöhe knapp über den Köpfen des Publikums“, wie sein Ex-Mitarbeiter Horst Friedrich Wünsche sagt.

Das pralle Rund seines Gesichts hatte etwas von Mamis Wonneproppen aus der Nivea-Reklame jener Jahre – sauber, unschuldig und Anlaß zu schönsten Hoffnungen. Die Wähler, fanden die Motivforscher heraus, verbanden mit Erhard das Bild eines „herzenguten Menschen“ oder gar eines „Heiligen“ – er sei „jedenfalls kein normaler Mensch“.

Mit der zunehmenden Leibesfülle des Ministers wuchs auch der Wohlstand des Volkes. Nach der Freßwelle wurden Stück für Stück die kleinen Träume der Normalverbraucher wahr. Die Reklame gab den naiv aufstrebenden Ton der Zeit an. Vom „Maschenwunder“ der Opal-3-D-Strümpfe ging es „auf dem Weg nach oben“ mit der Constructa-Waschmaschine bis zum



Kanzler Adenauer, Minister Erhard (1963)
„Er mag mich nicht“

„Herrn über Raum und Zeit“ im neuen Borgward Hansa 1500. In zehn Jahren Wirtschaftswunder von 1950 bis 1960 konnte der durchschnittliche Arbeiterhaushalt sein Einkommen verdoppeln. Der Unternehmer brachte es im Schnitt zwar auf das Dreifache. Aber dies Mißverhältnis störte kaum – es reichte ja in jedem Fall zum „Wohlstand für alle“.

Die eingängige Formel für das Modell Erhard war das Ergebnis eines weinseligen Abends im Düsseldorfer Heim des Econ-Verlegers Erwin Barth von Wehrenalp. Er-

hards Ministerialdirektor Wolfram Langer, ein früherer HANDELSBLATT-Journalist, sollte für den Wahlkampf 1957 als Ghostwriter des Wirtschaftswunder-Ministers ein populär-wirtschaftliches Buch schreiben. Gegen zwei Uhr morgens kam die feucht-fröhliche Runde der beiden Ehepaare Langer und Wehrenalp nach einem Dutzend Variationen auf den zugkräftigen Titel. „Erhard fand das herrlich“, erinnert sich Langer, und die Union gewann mit diesem Slogan und dem Adenauerschen „Keine Experimente“ zum ersten und einzigen Mal die absolute Bundestagsmehrheit.

Erhard schien auf dem Höhepunkt seiner Popularität und seines Erfolgs: Die Soziale Marktwirtschaft hatte gesiegt. Doch so, wie er sie einst im Stil seines Doktorvaters Oppenheimer als Gesellschaft der „Freien und Gleichen“ formuliert hatte, war sie in Wahrheit noch immer unvollendet. Seit 1950 hatte der Wirtschaftsminister versucht, mit einem Kartellgesetz die Tendenz des Marktes zum Mißbrauch von Macht zu verhindern. Mit diesem „auf innenpolitischem Gebiet wahrscheinlich wichtigsten deutschen Gesetz“ war Erhard immer wieder am Widerstand der Industrie gescheitert.

Unterdessen hatten sich im nahezu gesetzesfreien Raum Konzerne, Kartelle und marktbeherrschende Unternehmen eingerichtet. Ausgerechnet die Nachfolgeorganisation seiner alten Förderer von der Reichsgruppe Industrie, der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), hatte bei Kanzler Adenauer unmittelbares Gehör. Bei der Wahl 1957 konnte der BDI die Truppe seiner Abgeordneten in der CDU/CSU gehörig verstärken. Einer ihrer Wortführer, Fritz Hellwig, war Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses.

Als das „Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen“ 1958 nach endlosem Gezerre durchkam, waren Erhards ursprüngliche Forderungen nur noch verbal erfüllt. Begriffe wie Marktbeherrschung oder Mißbrauch waren bis zur Wirkungslosigkeit schwammig formuliert, eine Fusionskontrolle wurde in der zweiten Lesung ganz gestrichen.

Wenn es ernst wurde mit den Industrie-Interessen, ließ sich Adenauer von seinem Wirtschaftsminister nichts erzählen, sondern hörte auf seine persönlichen Berater, die Bankiers Robert Pferdenges und

Hermann Josef Abs sowie den BDI-Präsidenten Fritz Berg.

Erhard bewunderte Adenauer von Beginn an und wollte von ihm anerkannt werden. Doch schon 1950 gestand er einem Vertrauten traurig: „Er mag mich nicht.“ Noch in den sechziger Jahren konnte Adenauer den Namen seines langjährigen Ministers nicht richtig buchstabieren. Mißachtung oder Perfidie – in handschriftlichen Briefen redete der Alte ihm mitunter in der Schreibweise des beliebten Komikers an: „Lieber Herr Erhard“.

Die beiden waren grundverschieden. Adenauer war ein Skeptiker der Macht. „Erhard hatte einen gewissen Glauben an das Gute im Menschen, der in der Politik manchmal zu Illusionen führt“, sagt das einst jüngste Mitglied im letzten Kabinett Erhard, Gerhard Stoltenberg. „Druck ausüben, Kulissen aufbauen, ein bißchen mit Raffinesse arbeiten, das konnte und wollte Erhard nicht.“

So war ein Scheitern nahezu unvermeidlich, als Erhard nach langem, entwürdigendem Hin und Her 1963 als Nachfolger des Alten Kanzler wurde. Adenauer war sowieso dagegen: „Der Erhard schafft das nicht.“

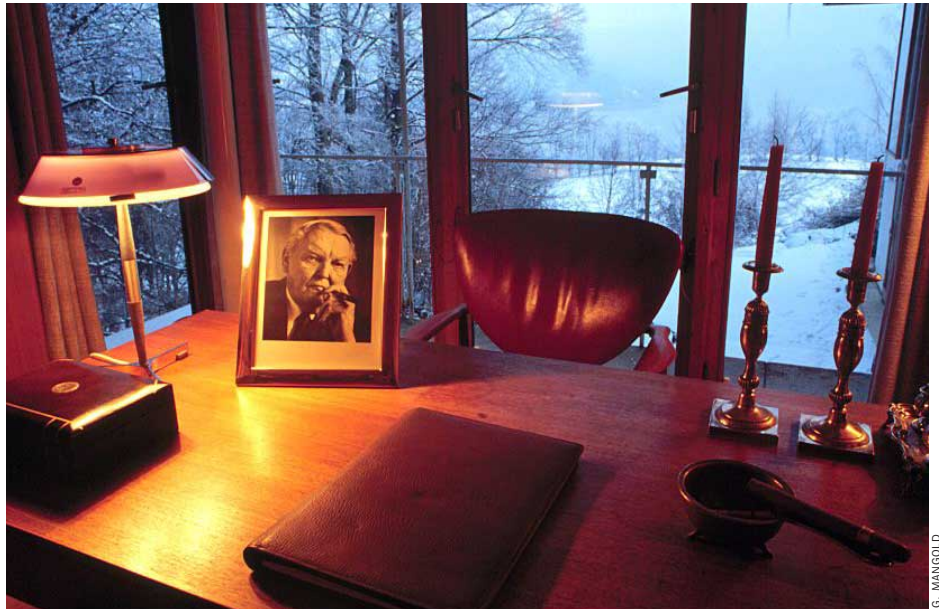
Es war nicht allein mangelnde persönliche Eignung, daß der Kanzler Erhard nach nur drei Jahren am 30. November 1966 zurücktreten mußte. Die Wirtschaftswunder-Zeit selber war am Ende.

Eine Konjunktur-Delle, die heute als Aufschwung bejubelt würde – die Wirtschaft wuchs 1966 nur noch um 2,9 Prozent –, und ein – für Theo Waigel lächerliches – drohendes Haushaltsdefizit von zwei Milliarden Mark überwältigten einen entschluß- und ratlosen Ludwig Erhard.

Wohlstand für alle war allein zu wenig. Der undialektische Materialismus der Erhard-Ära konnte die Gesellschaft genauso wenig dauerhaft zusammenhalten wie der dialektische jenseits der Zonengrenze. „Adenauer hatte auf Sand gebaut“, sagt der konservative Publizist und Erhard-Berater Rüdiger Altmann. „Die industrielle Organisation verzehrte die Energie der Gesellschaft.“

Erhard ahnte das Defizit seiner Wirtschaftswunder-Politik. Deswegen engagierte er als Kanzler Intellektuelle wie Altmann oder den späteren CAPITAL-Herausgeber Johannes Gross, die in einem sogenannten Sonderkreis die Wohlstandsgesellschaft geistig unterfüttern sollten.

Altmann erfand die „Formierte Gesellschaft“. Der Slogan sollte der Wohlstandsrepublik so etwas wie eine neue Staatsidee einflößen, die in Interessengruppen zerfallende Gesellschaft in Gemeinsinn eint. Wie Erhard das schaffen wollte, der schon vor dem Interessenverband der Industrie kapitulieren mußte, war auch seinen Anhängern nicht klar – „eine von vornherein totgeborene Idee“, meint der Vorstand der Ludwig-Erhard-Stiftung, Otto Schlecht.



Erhard-Schreibtisch im Tegernsee-Bungalow: Wohlstand nach eigenem Maß

Was sich da in der Gesellschaft zusammenbraute, spürte Erhard wohl irgendwie, ohne es richtig zu verstehen. Die aufkommende Kritik an der bewußtlosen Konsum-Mentalität waberte ja auch in seinen diffusen Appellen zum Formieren und Maßhalten. Aber die intellektuellen Kritiker sahen im Vater des Wirtschaftswunders die Ursache des Übels.

Dichter mischten sich in Dinge der Wirtschaft ein, „von denen sie von Tuten und Blasen keine Ahnung haben“, ärgerte sich

die CDU/CSU von der Macht in Bonn vertrieben, ließ Erhards Ruhm und Popularität von 1965 an unvermittelt absinken. Die ersten Demonstrationen gegen den Krieg der Amerikaner in Vietnam, den Erhard bedingungslos unterstützte, und gegen die Bonner Pläne für ein Notstandsgesetz verstand der Kanzler nicht. Als bei einer Kundgebung auf dem Frankfurter Römerberg eine Gruppe Studenten lauthals „Notstandskanzler, Notstandskanzler“ schrie, ging Erhard freudig auf sie zu. Er hatte gedacht, sie riefen „Wohlstandskanzler, Wohlstandskanzler“.

Im Sommer 1966 verlor die CDU die Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen. Erhard taugte offenbar nicht einmal mehr als Zugpferd bei Wahlen. Und selbst als Wirtschaftsfachmann versagte er – der Haushalt für 1967 hatte noch immer ein Loch, weil der Koalitionspartner FDP Steuererhöhungen ablehnte. Die Kanzler-Aspiranten in der Union scharrten unruhig und knüpften an ihren Intrigen.

Der weithin unbekannte CDU-Landesvorsitzende von Rheinland-Pfalz brachte in der Debatte des Unions-Parteivorstandes am 9. November 1966 schließlich den entscheidenden Antrag ein: „Jeder weiß, worum es geht.“ Helmut Kohl, damals 36, schlug vier Namen vor, aus denen die Fraktion einen neuen Kanzlerkandidaten wählen sollte – es wurde „unser Freund Kurt Georg Kiesinger“.

Am Abend vor dem Rücktritt tagte das Partei-Präsidium ein letztes Mal bei Erhard im neuen Kanzler-Bungalow, den er sich für zwei Millionen Mark von seinem Haus-Architekten Sep Ruf hatte bauen lassen. Eilig und verlegen machten sich nach der Sitzung alle schnell fort. Nur einer blieb dort sitzen: Kohl.

„Sehen Sie, so schnell ist man allein“, sagte der Ex-Kanzler bei einer Flasche Wein zu dem jungen Mann, der nun schon über 14 Jahre in Erhards Bau wohnt. ♦



Erhard-Sondermarke
Marathon der Sozialen Marktwirtschaft

der Professor. Und das taten sie auch noch zugunsten der SPD und ihres Kanzlerkandidaten Willy Brandt, wie Günter Grass und Rolf Hochhuth, der an der Marktwirtschaft das Soziale vermißte und von einer Klassengesellschaft sprach. „Da hört der Dichter auf“, erregte sich Erhard in einem verhängnisvollen Vergleich, „da fängt der ganz kleine Pinscher an, der in dümmster Weise kläfft.“

Das Ende der naiven Wirtschaftswunder-Gläubigkeit, das mit dem Umbruch der Studentenrevolte auch gleich für 13 Jahre